

Der Weg in eine andere Dimension

Seelsorge im Hospiz

Bayreuth. Eine warme, freundliche Atmosphäre verbreitet sich im großen Eingangsbereich des modernen Gebäudes am Stadtrand. Gemütliche Sitzgruppen laden ein, ein wenig zu verweilen und auszuruhen. Noch erinnert nichts an das, was dieses Haus ist: ein Hospiz für im Sterben liegende Menschen. Aus einem Zimmer dringt Lachen. Soeben hat Pfarrer Josef Paulmaier sein Gespräch mit einem Pfleger und der Hospizleiterin Angelika Eck beendet. Immer wieder nimmt sich der Theologe Zeit für den Austausch mit den haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern, sind doch gerade sie eine tragende Säule auch für die seelsorgerliche Betreuung. Gut gelaunt, und doch ein bisschen nachdenklich macht sich der Pfarrer auf den Weg zu dem gemütlichen kleinen Wintergarten, wo es sich gut über die Arbeit reden lässt. 2008 ist das Albert-Schweitzer-Hospiz Bayreuth gegründet worden. Hier erfährt der Gast als ganzer Mensch liebevolle Betreuung, gerade auch mit seinen spirituellen Bedürfnissen und den oft bohrenden Fragen nach dem Sinn des Lebens, Leidens und Sterbens. Schon von Anfang an ist Josef Paulmaier, der als Gemeindepfarrer in Benk und als Krankenhauspfarrer in der Hohen Warte arbeitet, im Hospiz dabei. „Die Seelsorge im Hospiz hat mich interessiert, weil sie auch viele andere Bereiche meiner Arbeit befruchtet“, sagt Paulmaier. Leicht ist die Betreuung der schwerkranken Menschen für den Seelsorger freilich nicht, sie geht ihm nahe und kostet viel Kraft: „Ich denke an eine Frau, die ich drei Monate begleitet habe und gesehen habe, wie sie immer weniger wird. Da nimmt man dann am Ende auch irgendwie selbst Abschied.“ Mit ernstem Blick greift er zum Wasserglas. In den Wintergarten dringen Sonnenstrahlen und tauchen ihn in ein warmes Licht. Josef Paulmaier erhebt sich und sieht in den schönen, blühenden Garten. „Die Weinstöcke dort drüben hat ein Mann aus Dankbarkeit gestiftet“, erzählt er und lächelt, „seine Frau habe ich lange begleitet und dann auch die Aussegnung und die Beerdigung gemacht.“ Ja, Seelsorge geschieht nicht nur am Gast, sondern auch an den Angehörigen. Der Pfarrer weiß, wie schwer es für sie ist, wenn ein geliebter Mensch im Hospiz auf das Sterben wartet: „Für den Gast selbst ist die Entscheidung, ins Hospiz zu gehen, eine Bejahung dessen, dass er sterben muss, aber die Angehörigen wollen ihn oft festhalten.“ Noch ein letzter Schluck von seinem Wasser, dann ist es Zeit für einen Rundgang. Der Weg führt an einigen Zimmern mit Namensschildern vorbei, vor einer Tür brennt eine Kerze. Erst vor kurzem ist die Dame verstorben, für die anderen Gäste bleibt nur noch das sichtbare Zeichen dieser brennenden Kerze. Nachdenklich bleibt der Seelsorger stehen. „Ich denke oft daran, dass jedes Gespräch das letzte sein kann“, bekennt er. „Da passiert es, dass alles Wichtige auf den Tisch kommt, das Verhältnis zu Gott und zum eigenen Leben. Auf einmal geht es mit dem Gast bergab und ich weiß, ich könnte dieses Gespräch nie wieder führen.“ Wieder geht Paulmaier ein paar Schritte weiter, bis er zu dem kleinen Raucherraum am Ende des Ganges gelangt. Er ist ein willkommener Ort für so manche ungezwungene Unterhaltung, aber auch für das ein oder andere ernste Gespräch. Da ist zum Beispiel jemand, der sehr schwer sterben kann. Nur langsam kommt er mit dem Pfarrer ins Gespräch, durch eine Geschichte beginnt sich einiges zu lösen. „Ich habe diesem Gast, der immer gerne Motorrad gefahren ist, einen Traum erzählt. Man ist mit dem Motorrad unterwegs und irgendwann fährt man in eine andere Dimension.“ Es sind gerade jene Geschichten, die dem Pfarrer in seiner seelsorgerlichen Arbeit immer wichtiger werden. In der letzten Lebensphase geht es eben oft ums Hören und vor allem um die kleinen Gesten der Nähe und Zuwendung: einem Menschen die Hand halten, für ihn beten oder ihm den Segen Gottes zusprechen. Durch den warmen und hellen Eingangsbereich geht es schließlich zu dem schlichten Raum der Stille. Den kleinen Brunnen in der Mitte zieren Namenssteine, die an die Verstorbenen erinnern. Eine ruhige und besinnliche Atmosphäre breitet sich aus. Josef Paulmaier setzt sich an den Brunnen und nimmt einen der Steine in die Hand. „Ich denke gerade an ein sehr intensives Gespräch über

einen langen Lebensweg, das wir aber leider nicht zu Ende führen konnten“, sagt er, und ernst fügt er hinzu: „Manchmal bricht der liebe Gott leider auch mal eine Zeile ab.“ Eine große Bedeutung haben die beschrifteten Namenssteine auch bei den dreimal jährlich stattfindenden Verabschiedungsgottesdiensten, in denen der Verstorbenen gedacht wird. „Die Angehörigen können die Steine mitnehmen oder aber wir setzen sie dann im Main bei“, erklärt Paulmaier und lässt seinen Blick noch ein wenig durch den Raum schweifen. Hier zieht sich der Theologe auch mal gerne nach intensiven Gesprächen zurück, um durchzuatmen und Ruhe zu finden. Ein letztes Mal betrachtet er die Steine, ehe er sich wieder auf den Weg zur gemütlichen Eingangshalle macht und aufmunternde Worte mit einer schwerkranken Frau im Rollstuhl und ihrem Mann wechselt.

Hintergrund: Gegründet wurde die Hospizbewegung in den 60er Jahren von der englischen Krankenschwester Cicely Saunders. Im Gegensatz zu den Palliativstationen in den Kliniken ist das Hospiz eine vollstationäre Pflegeeinrichtung, die Menschen aufnimmt, die unheilbar krank sind und deren Lebenserwartung auf wenige Wochen oder Monate begrenzt ist. Die Hospizarbeit sieht den ganzen Menschen mit seinen unterschiedlichsten Bedürfnissen und spirituellen Fragen. Abgeleitet vom lateinischen Wort „hospis“ (Gast) wird der Patient Gast genannt.

Sandra Bläß